Hiob 14,1-6.13.15-17, Peterskirche Heidelberg, Volkstrauertag, 17.11.2019

Predigt: Prof. Dr. Martin Hailer, Pfr.

*Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht. Doch du tust deine Augen über einen solchen auf, dass du mich vor dir ins Gericht ziehst. Kann wohl ein Reiner kommen von Unreinen? Auch nicht einer! Sind seine Tage bestimmt, steht die Zahl seiner Monde bei dir und hast du ein Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann: so blicke doch weg von ihm, damit er Ruhe hat, bis sein Tag kommt, auf den er sich wie ein Tagelöhner freut.*

*Ach dass du mich im Totenreich verwahren und verbergen wolltest, bis dein Zorn sich legt, und mir ein Ziel setzen und dann an mich denken wolltest!*

*Du wirst rufen und ich dir antworten; es wird dich verlangen nach dem Werk deiner Hände. Dann zählst du meine Schritte und hast nicht Acht auf meine Sünden. Du versiegelst meine Übertretung in ein Bündlein und verdeckst meine Schuld.*

Lutherübersetzung 2017, leicht verändert

Liebe Gemeinde,

Sieh mich an! Sieh! mich! an! Das ist leicht gesagt, und es ist zugleich schwer getan. Sie kennen das vielleicht, wenn Sie Eltern eines kleinen Kindes sind, und auch dann, wenn Ihr Nachwuchs mittlerweile größer ist. Der Junior von zwei oder drei Jahren hat etwas ausgefressen, Vater oder Mutter stellen ihn zur Rede. Und eben nicht nur zur Rede: Sieh mich an!, heißt in einer solchen Szene doch: Komm jetzt in den Kontakt mit mir. Auch wenn Du das jetzt am liebsten vermeiden würdest, Du Schlingel. Von Antlitz zu Antlitz. Das Aufeinandertreffen zweier Augenpaare ist ein Moment der Wahrheit und der Begegnung. Mutter und aufsässiges Kleinkind. Oder der Blick ins geliebte Angesicht der Partnerin, des Partners, in das man versinken möchte. Oder, oder. Das unverhüllte Angesicht. Nackt und bloß, auch wenn der Körper bekleidet ist.

So einfach ist es freilich nicht mit dem unverhüllten Angesicht. Vermutlich wir alle sind gut darin, unser Antlitz und unsere Person sorgfältig herzurichten und herzuzeigen. Es gibt vielfältige Strategien der Selbstpräsentation. Zum Beispiel morgens die social-media-Auftritte kontrollieren und optimieren, noch bevor man aus dem Haus geht. Und wenn es nur das ist, sich Zeit zu nehmen für das äußere Erscheinungsbild, Gesicht, Kleidung und so weiter. Wenn dann jemand zu mir sagt: sieh mich an!, dann trifft er auf ein immer schon gestaltetes und bewusst hergerichtetes Antlitz. Das machen wir alle so. Vielleicht brauchen wir es und vielleicht ist es auch zunächst gar nicht verwerflich.

Freilich. Ich höre Hiobs Worte so: Lass das mal bleiben. Sei mal ein Mensch ohne Maske, auch wenn es Dir schwerfallen dürfte. Und, tja, was bleibt denn dann? Nicht viel. *Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe, geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.* Das stimmt doch einfach. Der Mensch ohne Maske, das pure Antlitz, ist so. Es ist recht, uns das gesagt sein zu lassen. Wie viel von dem, was ich tue, was Sie tun, ist denn eigentlich nicht mehr als Unruhe oder kaschiert sie? Wie viel von dem, was ich tue, was Sie tun, ist vom Wunsch getrieben, mehr zu sein als ein Schatten und vom Traum, wir würden bleiben? Der Gedanke beschleicht mich manchmal, wenn ich durch Bibliotheken gehe: Ja, es sind beeindruckende und immer wieder regelrecht ästhetische Speicher des Wissens und der Forschung. Aber sie speichern eben auch den Wunsch nach Dauerhaftigkeit. Danach, nicht wie ein Schatten zu fliehen. Die Bücherwände in unseren Seminaren, die Regale gleich gegenüber in der Universitätsbibliothek sind doch auch ein vielstimmiges Geflüster: Seht, was ich geschafft habe! Nein, ich! Und ich auch! All die Autorinnen und Autoren, all die ungezählten Millionen von Stunden an Arbeit, die sich da in den Regalen versammeln, zeugen von Unruhe, vom Aufgehen einer Blume, vom Bleibenwollen – und doch: sie fliehen wie ein Schatten und bleiben nicht. Es ist nicht leicht, sich das einzugestehen, aber es ist eine heilsame Reinigung. Und es gehört zu dem: Sieh mich an! Sei ein Mensch ohne Maske.

Ich kann es nicht verhindern. Hiob setzt noch einen drauf. Seine Selbsterforschung vor dem Antlitz Gottes, sein: sieh mich an!, geht noch einen Schritt weiter: *Doch du tust deine Augen über einen solchen auf, dass du mich vor dir ins Gericht ziehst. Kann wohl ein Reiner kommen von Unreinen? Auch nicht einer!* Nicht nur flüchtig sind wir, auch sündig. Frau Brodbeck hat es vorhin für uns alle konkret benannt: Die Universität Heidelberg, und wahrlich nicht nur sie, hat zugelassen und betrieben, dass Menschen jüdischen Glaubens und jüdischer Herkunft ihre Anstellung verloren. Nachfolgend ihre Heimat oder ihr Leben, das dem deutschen Rassenwahn geopfert wurde. Dem lebendigen Geist sollte die Universität gewidmet sein, dem deutschen Geist unterwarf sie sich, auch in der Inschrift über dem Portal des Hörsaalgebäudes. Ich habe das in der Familie: Ein entfernter Verwandter von mir war in jenen Jahren Privatdozent und Professor im Philosophischen Seminar. Er entwarf das Programm einer »Deutschen Philosophie«. Schauderhaft. Gerade deswegen ist es nötig, dass auch seine Werke noch in der Bibliothek stehen, denn auch damit wollte er aufgehen und bleiben. Das müssen wir aushalten. Und uns nicht ausnehmen. Wer hat angesichts eines arabisch klingenden Namens noch nie gezögert? Wer auf einen Menschen anderer Hautfarbe nie etwas anders reagiert als auf einen hellhäutigen? Er oder sie werfe den ersten Stein.

Hiobs Reaktion ist diese: Bitte sieh mich nicht an! Ich halt’s nicht aus. Tu mich weg von Deinem Angesicht! Wo aber dann hingehen? Was er vorschlägt, ist so konsequent wie trostlos: *Ach dass du mich im Totenreich verwahren und verbergen wolltest*. Im hebräischen Wort für Totenreich klingt die Schrecknis des Ortes durchaus mit, es heißt *Scheol*. Die Scheol ist der Ort der absoluten Kontaktlosigkeit. Im Alten Orient und auch im Alten Israel meinte man zu wissen: Die, die im Totenreich versammelt sind, zirpen nur noch ganz leise vor sich hin, jeder und jede für sich. Kein Kontakt, keine Kommunikation. Und wenn Sie jemals in einer orientalischen Stadt waren oder gar auf einem orientalischen Markt, dann wissen Sie: Das menschliche Urbedürfnis nach Kommunikation ist im Orient nochmal bunter, lebhafter, heftiger als sonstwo auf der Welt. Entsprechend ist die Scheol das totale Gegenteil davon. Dahin wünscht sich Hiob, und er legt auch uns eine Selbsterforschung nahe, die darauf herauskommt: O Gott, sieh mich nicht an. Schalte lieber alle Kommunikation ab.

Das ist die ganz ernste Seite, die herauskommt, wenn wir: Sieh mich an! hören, und auf seine letzten Konsequenzen hin bedenken. Einfacher ist es nicht und soll es nicht sein. – Aber es bleibt nicht dabei. Hiob sagt etwas nachgerade Ungeheuerliches: Dass *du* *an mich denken wolltest!* Nicht in der Kommunikationslosigkeit bleiben müssen. Das klingt wie ein frommer Wunsch. Zu schön, um wahr zu sein, sozusagen. Ein frommer Wunsch, in des Wortes richtiger Bedeutung, ist es aber auch. Denn »fromm« heißt doch wohl: Ich wende mich Gott so zu, wie es mir gebührt und wie es richtig ist. Was Hiob da vorschlägt, ist genau dies: fromm. Denk an mich, Gott, obwohl ich es nicht verdiene. Denk an mich, denn so hast du vorzeiten und immer wieder an dein Volk Israel gedacht und mit ihm einen neuen Anfang gemacht. Denk an mich, wie an den Psalmbeter, der sagte: *Und nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich leiten.* (Ps 139,9f) Denk an mich, wie an den einen Verbrecher, der mit Jesus gekreuzigt wurde und der sagte: *gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst*. Antwort Jesu: *Noch heute wirst du mit mir im Paradies sein*. (Lk 23,42f)

Auch hier, bei dieser alles entscheidenden Wendung lohnt es sich, genau auf das zu hören, was Hiob Gott sagt – und was nicht. Er sagt nämlich nicht: »Meine Sünden sind so schlimm nicht gewesen. Wir sind doch alle kleine Sünderlein und ich nur einer unter ihnen.« Er sagt vielmehr: »*Dann zählst du meine Schritte und hast nicht Acht auf meine Sünden. Du versiegelst meine Übertretung in ein Bündlein und verdeckst meine Schuld.* Das ist der Unterschied zwischen »macht nichts« und »es zählt nicht«. »Macht nichts«, würde heißen: So schlimm war es ja gar nicht. Das kann passieren, aber eigentlich ist ja nichts passiert. Wenn mich jemand in der Straßenbahn versehentlich anrempelt und sich entschuldigt, dann sage ich schnell und ganz ehrlich: nichts passiert. Vergebung Gottes ist genau nicht von dieser Art. Was Sünde ist, entfernt uns von ihm und von einander. Es ist zu benennen. Unsere katholischen Glaubensgeschwister haben mit der Praxis der Ohrenbeichte die bessere Übung darin. Das Gegenstück heißt deshalb: »Es zählt nicht«. Du *hast nicht Acht auf meine Sünden.* Sie sollen nicht mehr zwischen uns stehen. Zwischen uns gilt der Neuanfang.

Aber warum – wie kommt’s, dass wir so über Neuanfang sprechen dürfen? Von uns aus gesehen grund- und anlasslos. Unser »Verdienst und Würdigkeit«, mit Luther zu sprechen, ist es keineswegs. Auch hierzu gibt es von Hiob noch einen Hinweis: *es wird dich verlangen nach dem Werk deiner Hände*. Gottes Geschöpfe, Werk seiner Hände, sind wir allemal. Gottes Sehnsucht geht dahin, sich an seinen Geschöpfen freuen zu wollen. Ganz so, wie wir uns gelegentlich dessen freuen wollen, was wir hervorgebracht haben. Das steckt hinter dem großen Wort Vergebung: Wir dürfen so sein und wieder werden, dass Gott sich unser freuen kann. Die Freude des Schöpfers an seinem Geschöpf.

Darum bitte ich: Dass mein Leben ein klein wenig Freude Gottes sein dürfte. Und darum bitte ich auch für die Gemeinschaft der Christinnen und Christen. Gott möge wirken, dass wir Anlass geben, ihm selbst zur Freude zu gereichen. Dann dürfen wir auf: sieh mich an!, antworten: Ja, gern.

Amen.

Anspielung auf:

Franz Böhm, Anti-Cartesianismus. Deutsche Philosophie im Widerstand, Leipzig 1938, im Philosophischen Seminar, Schulgasse 6, unter **B 900/23**